Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Wo soll man Lyrik vortragen?
Autor: Coulin, Jules
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576393

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wand rasch seine Verwunderung über seiner Schwester Rede, und bald waren wir alle bei Tee und Zuckergebäck in ein freundschaftliches, offenherziges Gespräch verwickelt. Und nachdem Gallus mit einigen freundlichen Komplimenten Lydias Selbstbewußtsein wieder gestärkt hatte, nahm auch sie immer freimütiger an den Verhandlungen teil. Gallus' ritterliche Art und Lydias stille Frauensitte waren die Ufer, über welche die Wellen von des Fräuleins und meiner bewegten Gemütsverfassung nicht hinausschlagen durften. Daher rührte es wohl auch, daß von der heimlichen Spannung, die doch zwischen uns bestand, ganz und gar nichts zu fühlen war. Wir verlebten nicht nur eine recht ungetrübte Stunde miteinander, sondern behielten, wenigstens Lydia und ich, auch einen durchaus angenehmen Eindruck von dieser Begegnung. Unser Vorhaben hatten wir allerdings nicht ausführen können, und Lydia glaubte sogar, daß es überhaupt nicht nötig sein werde; so sehr hatte sie des Fräuleins ungesuchte Herzlichkeit beruhigt. Ja, auch ihrer Aufforderung zu öftern Besuchen, sonderlich in der Woche, war sie geneigt, baldigst zu entsprechen. Sie war ganz und gar von Elisabeth eingenommen.

Wie geplant, schlossen wir dann diesen Tag im Kreis der Freunde, wo uns noch gar manches Erfreuliche zuteil ward. Und es war auch wieder spät in der Nacht, als wir endlich herzlich müde unsere Schlafstätten aufsuchten.

Nunmehr glaubte auch ich selbst, daß ich unbedenklich, trotz Elisabeths Nähe, das wirtschaftliche Fundament unserer künftigen Ehe auf das Grolsche Geschäft gründen dürfte, und schon am folgenden Tage leitete ich die Verhandlungen um dessen Uebernahme ein. Gallus freute sich meines Entschlusses gar sehr und machte mir vor lauter Vergnügen und wohl auch aus Unkunde der Verhältnisse so lächerlich leichte Bedingungen, daß ich ihn als ehrlicher Freund schlechthin wohl um das Doppelte der Summe hinauftreiben mußte, wobei ich mich immer noch gut genug stand. In einer Stunde war der ganze Handel erledigt und ich Besitzer eines angesehenen Geschäftes.

Als Elisabeth endlich dazu kam und den Vertrag mit ihrem Bruder unterschreiben sollte, sah sie ernst und bedenklich darein.

„Ich glaubte bis jetzt noch, Sie würden es aus vielen Gründen vorziehen, in Ihre Heimat zurückzukehren," sagte sie zu mir. „Ich möchte den Kontrakt lieber nicht unterschreiben. Da aber" — sie schaute mich bedeutend an — „die Pietät in Geschäftssachen kein gültiger Faktor ist, muß ich mich bescheiden."

Ich verstand wohl, was sie mit dem Wort Pietät meinte, und hatte keinen Anlaß, Gallus über dessen eigentlichen Sinn aufzuklären, als er entgegnete:

„Aber, liebe Elisabeth, wir können mit diesem Geschäft doch nichts anfangen, und es ist gewiß besser in des Vaters Meinung gehandelt, wenn es fortbesteht, als wenn wir es aus Pietät zerfallen lassen."

„Nun ja, du siehst, ich füge mich," antwortete das Fräulein, indem sie unterschrieb, ohne einen Blick auf den Inhalt des Schriftstückes zu werfen.

Wenn es ihr Todesurteil gewesen wäre, so hätte sie es auch unterschrieben, mußte ich nachher denken. Lydia aber bereitete ich durch die Mitteilung von dem endlich durchgeführten Kaufgeschäft eine freudige Ueberraschung. Und so großes Vergnügen hatte ihr noch kein Geschäft gewährt als der Gang nach den verschiedenen Tageszeitungen, um die notwendigen Inserate selbst zu veranlassen. Die gedruckten Annoncen schnitt sie dann aus und legte sie in ihr Gesangbuch.

(Schluß folgt).

Wo soll man Lyrik vortragen?

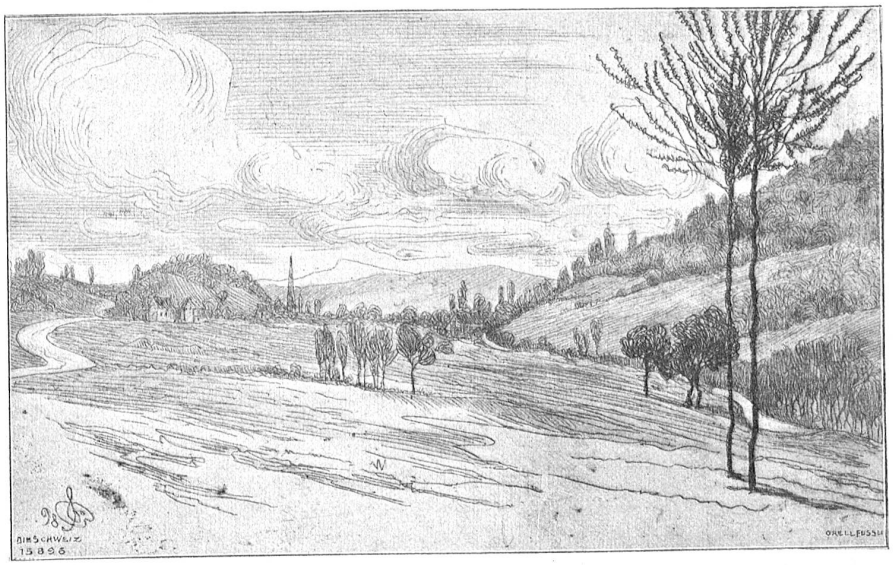
Nachdruck verboten.

Nach radierter Skizze (1896) von Emil Anner, Brugg.

Träumeschweres Halbdunkel weht durch das altertümliche Zimmer. Wenige herbduftende Wachskerzen erhellen aus hohen Wandleuchtern die kunstreiche Decke. Schummrige Schatten spielen um die barocke Stuckatur. Vor dem Kaminfeuer sitzen in weiten wohligen Armstühlen ein paar junge Freunde. Manche Stunde war seit dem Mittag in fröhlichem Geplauder vorübergeeilt; jetzt läßt man allmählich den knisternden Scheiten das Wort und den flinken Zünglein der lustigen Flammen. Ganz langsam verglutet das Feuer, und die glimmenden Kohlen werfen nur noch einen ruhigen rötlichen Schein auf das Eisbärenfell vor den Stühlen. Vielleicht setzt sich jetzt einer der Freunde ans Klavier und träumt in Tönen die Bilder weiter, die vor ihm aus der sterbenden Glut aufgestiegen — — Wenn der letzte Akkord verrauscht, geht ein Lächeln des Verstehens über die Gesichter: die leise Wonne des tiefen Mitgenießens, deren Schauer sie durchrieselt — diese happy few. Zwischen die Kelimvorhänge hinein spielt schon das Mondlicht mit dem weichen Duft der seidenen Teppiche. Einer der Freunde heftet die verträumten Augen auf die bläulichen Strahlen; sie rufen ihm alte, halb vergessene Geschichten ins Gedächtnis. Vielleicht erinnert er sich jetzt der singenden Strophen Verlaines: «La lune blanche luit dans le bois . . .» Er spricht die Rhythmen unhörbar vor sich hin, die zweite Strophe lauter, die dritte für die andern wie für sich. Und nun reiht sich wohl noch ein Gedicht an, dann noch weitere. Der erste Empfindungskreis süßer Melancholie dehnt sich aus; Goethe, Storm, Mörike geben seinem Traum bewegte Sprache, und eine ganze Welt zieht in Schmerzgesängen und Lustkadenzen an ihm vorüber. Die andern schmiegen sich in die weiten Stühle und träumen in stillem Lauschen. Als er seine Symphonie mit einem Allegro con fuoco Gottfried Kellers geendet, dankt ihm da ein glänzendes Augenpaar, dort ein Handdruck; vom Klavier her zieht nach einer Weile das Adagio aus der Pathétique mit leisem Flügelschlag durch das Zimmer . . .

Wer so den Vortrag von Lyrik kennen lernt, weiß erst, welch vornehme Genußfülle in dieser feinsten Art der Kunstvermittlung liegt. In welch prunkender Gewandung treten

alle Künste auf im Gegensatz zum schlichten Kleid der einfachen ästhetisch vollendeten Sprache! Wenn die tausendfältigen Ausdrucksformen der Tonwelt, des Formen- und Farbenreichtums auf die Sinne wirken, muß ja auch der tiefste Gefühlsakkord mitklingen. Das Musikdrama verdankt seine Entstehung dieser Erkenntnis. Wort, Musik, Form und Farbe wirken da zusammen, um uns mit den Künstlergedanken bis ins Innerste zu durchdringen. Aber auch das unvertonte Drama, das doch dem Wort die gestaltende Form zugesellt, das Epos mit fortreißender Handlung, das Zwitterding Melodrama — sie alle wirken auf einen viel weitern Sinnenkomplex als das einfache Wort; zu ihrer Aufnahme bedarf es keines weitern Apparates, sie vermögen uns in den heterogensten Stimmungen zu fesseln.



Nach radierter Skizze (1898) von Emil Anner, Brugg.

Trotzdem wir heute durch die Reizfülle, die uns die erwähnten Formen der Kunstvermittlung bieten, durchaus verwöhnt, wenn nicht abgestumpft sind, versucht man immer wieder uns im Theater- oder Konzertsaal reine Lyrik vorzutragen. Der Erfolg ist nicht glänzend. Ein einziger Blick in einen schreiend erleuchteten Rezitationssaal kann einen belehren, wie wenig aufnahmsfähig das Publikum ist. Wir sehen da Operngucker, neugierige Blicke, die irgend eine Originalität des Rezitators erspähen, gelangweilte, blasierte Gesichter. Nur für Groteskes oder Humoristisches haben die Leute Sinn; was tiefer gehen möchte, langweilt. Das habe ich an Abenden von Wüllner, Possart, Milan, Salzer bemerkt — von Autorrezitationen, die ja meistens technisch unerfreulich sind, ganz zu schweigen.

Auf Grund solcher Einsicht und Erwägung haben in letzter Zeit Kreise, die für Volkskunst eintreten, Pläne zu eigenen Rezitationssälen geschaffen. Man denkt sich einen in neutralen Farben und Linien gehaltenen Raum als geeignet, die Aufnahmefähigkeit des Publikums für Lyrik zu erhöhen. Ich bin für die Idee wenig begeistert. Einmal wird das an Ausstattungsoper und Musikdrama gewöhnte Volk kaum mehr in ein innerliches Verhältnis zur primitiven Kunst der Rezitation treten. Dann wird für die wenigen Empfänglichen die traurige Leere des Raums nicht gerade die Stimmung erhöhen. Störend ist vor allem ein programmgemäßer Anfang; auch wer tiefere Empfänglichkeit und Naivität im Genusse sein eigen nennt, kann die eigentliche Stimmung für Lyrikrezitation nicht eben auf die Minute herzaubern, zu der ein Vortragender das Podium besteigt.

Wo soll man also Lyrik vortragen?

An manchen stillen Abenden, wenn im traulichen Heim das Kaminfeuer verglimmt, wenn die Rede selbst im Kreis der Vertrautesten stockt, liegt ein Fluidum in der Luft, das unsere Nerven verfeinert, das die Fibern unseres Herzens empfindsamer macht, das unsere Seele zur blühenden Entfaltung ruft wie der sonnentrunkene Julitag die Rosenknospe ... Dann vielleicht können wir Lyrik hören, Lyrik vortragen. Dann empfängt unser Tiefstes seine Weihe durch den schlichtesten Ausdruck unseres künstlerischen Empfindens, durch die Sprache.

Jules Coulin, Zürich.

So oder so!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Fabel von Lisa Wenger-Ruutz, Basel.

„Und ich sage dir, Gelbes: Wenn du überhaupt willst, daß ein Enterich dich heiratet, so lerne das Gehorchen!" rief eine dicke weiße Peking-Ente und wippte aufgeregt mit dem Schwänzlein.

„Warum, Frau Mutter?"

„Weil dich sonst keiner nimmt!"

„Es braucht mich keiner zu nehmen, dem ich gehorchen muß!" sagte das Gelbe. Es war eigentlich schon weiß geworden und hatte nur einen gelben Schnabel.

„Was für einen willst du denn?" frug entsetzt die Alte.

„Einen, der mich tun läßt, was ich will!" sagte sehr bestimmt das junge weiße Entlein mit dem gelben Schnabel.

„Und was willst du?" forschte die Ente angstvoll.

„Gleiche Rechte wie der Enterich!"

„Was sind das für Rechte, du schreckliches Geschöpf?" schrie die Entenmutter, die noch nie solche Ansichten gehört hatte.

„Ich will baden, wo ich will, ich will fressen, was ich will, ich will auf die Wiese gehen, wann ich will, und ich will meine Jungen ziehen, wie ich will: da hat mir keiner etwas dareinzureden; denn es sind meine Jungen!" Das Gelbschnäbelchen mußte Atem schöpfen. Die Alte steckte einen Augenblick den Kopf unter den Flügel, sie mußte sich sammeln.

Da mischte sich eine bunte Rouen-Ente ins Gespräch.

„Entchen," sagte sie zu dem weißen Entlein, „sieh' dich vor! Es könnte schief gehen mit solchen Grundsätzen! Da, sieh' mein eigenes Junges! Dem habe ich meine Ansichten beigebracht und bin glücklich und gut durchs Leben gekommen. Kleines Buntes, wer wird dein Herr sein?"